

- ⁴ Vgl. z. B. das Glaubensbekenntnis des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland „Rechenschaft vom Glauben“ von 1977. Im § 7 des Teils 2 I heißt es unter der Überschrift „Der eine Leib Christi und die getrennten Kirchen“: Jesus Christus baut seine Gemeinde in den verschiedenen Kirchen und Gemeinschaften.“
- ⁵ Sein Biograph, Hans Luckey, zitiert aus dem Brief Onckens: „Der Herr preßt seine Ausgewählten nicht in dieselbe Form, um sie in den Himmel zu bringen. *Wir* dürfen keine Ausnahme von der Form machen . . . und müssen *einen* Herrn, *einen* Glauben, *eine* Taufe lehren. Aber der Herr selbst macht Ausnahmen . . .“ Hans Luckey, J. G. Oncken und die Anfänge des deutschen Baptismus, 1934, S. 255, Anm. 8.
- ⁶ Zitiert nach Hermann Brandt und Jörg Rothermund (Hg.), Was hat die Ökumene gebracht? Fakten und Perspektiven, Gütersloh 1993, S. 135.
- ⁷ Zitiert nach VEF (Hg. 7), Berichte aus der Arbeit 1981–1984. Witten 1985, S. 32.
- ⁸ Auch Burkart verwendet diesen Begriff in seinem Beitrag.
- ⁹ Vgl. Taufe, Eucharistie und Amt. Konvergenzerklärungen der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen 1982 (sog. Lima-Papiere), Taufe § 16, Frankfurt am Main/Paderborn ¹¹1987, S. 15.
- ¹⁰ Vgl. den Literaturbericht von Karl-Heinrich Bieritz „Kommunikation des Evangeliums oder Reproduktion von Religion?“, Verkündigung und Forschung 32/1987, Heft 2, S. 48–62.
- ¹¹ Vgl. Walter Klaiber, Gelebte Gnade, in: Una Sancta 49/1994, S. 180–187.
- ¹² Text in: epd-Dokumentation 25/1994, S. 55–63, Zitate S. 56f.

Gelingt ein neuer ökumenischer Aufbruch?

Reflexionen über den „konziliaren Prozeß“

VON LOTHAR COENEN

Gut sechs Jahre sind vergangen seit dem bundesweiten ökumenischen Forum für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung in Königstein/Stuttgart und dem Abschluß der Ökumenischen Versammlung in Dresden/Magdeburg/Dresden. Auch die Europäische Ökumenische Versammlung in Basel liegt inzwischen gleich lange hinter uns. Alle drei Ereignisse wurden von den beteiligten Delegierten wie von der weit größeren Schar derer, die – ob als Gäste, in Begleitveranstaltungen oder auch von zu Hause aus – Verlauf und Ergebnisse mit Aufmerksamkeit und Spannung, gelegentlich auch kritisch verfolgten, als Höhepunkte des sog. „konziliaren Prozesses“ empfunden, – eine Kurzformel, die umstritten und mißverständlich ist, weil sie nur die Gestaltungsweise, nicht aber die Schwerpunkte, auf die man sich konzentriert, erkennen läßt. Auch im weiteren Umfeld von Medien und Gesellschaft waren Aufmerksamkeit und Echo, zumindest spontan, beachtlich. Wenn auch manche Forderungen suspekt

erschienen, so wurde doch vieles aufgegriffen, und ist z. B. „Bewahrung der Schöpfung“ inzwischen für Politiker verschiedener Couleur zu einer gängigen Formel geworden.

Als ein Jahr später die Weltversammlung in Seoul stattfand, überwogen – bei weit geringerer Resonanz – die kritischen Stimmen bis hin zur Attestierung eines völligen Fehlschlags. Der Grund dafür dürfte nicht allein in der weiten Entfernung zwischen Europa und Korea zu suchen sein, sondern auch darin, daß die Delegierten dort nahezu alle Vorarbeiten zugunsten direkter Begegnungen vom Tisch wischten und dadurch Verlauf und Ergebnis europäischen Vorstellungen und Erwartungen fremd, ja befremdlich und beängstigend erscheinen. Dazu kam, daß Seoul – die Gründe wollen wir hier nicht diskutieren – im Unterschied zu den europäischen Versammlungen ohne römisch-katholische Beteiligung stattfand, also zwei Drittel der ohnehin kaum ein Drittel der Weltbevölkerung ausmachenden Weltchristenheit nicht aktiv, sondern nur durch Beobachter vertreten waren. So wurden die dortigen Anstöße auch von den protestantischen Kirchen kaum aufgenommen, allenfalls in einem Teil des Gruppenspektrums begrüßt.

I.

Das alles also liegt sechs Jahre zurück. Was ist seither geschehen? Natürlich wurden die Erklärungen aller vier genannten Versammlungen gedruckt und verbreitet, und es hat auch nicht an zu Protokoll genommenen Stellungnahmen von Kirchen und Synoden gefehlt. Aber während der Versand noch lief, begann sich Europa zu verändern, öffneten sich Grenzen und zerbrachen Machtsysteme, vereinigten sich schließlich die beiden deutschen Staaten, richtiger wohl: trat die bisherige DDR der Bundesrepublik Deutschland bei. Der alte Ostblock hörte auf zu existieren. Imperialismus wurde – jedenfalls im politischen, wenn auch nicht im wirtschaftlichen Felde – durch Ethnozentrismus und neuen Nationalismus, Liberalismus durch Fundamentalismus abgelöst. So stimmen viele Gegebenheiten, von denen man bei den Konferenzen ausgegangen war, nicht mehr. Für die Menschen im Gebiet der früheren DDR brachte die Wende neben erhofften Befreiungen doch auch ungeahnte Wandlungen ihrer Lebensbedingungen, mit denen zurechtzukommen nun vorrangige Lebensaufgabe wurde. Auch die Kirchen waren davon betroffen, und ihr Weg zur Einheit zeigt viele Parallelen zum politischen – bis hin zur „Eingemeindung“ der dortigen Landeskirchen in eine verfassungsmäßig unveränderte EKD ohne weitere

Prüfung, ob nicht im Bund Evangelischer Kirchen entwickelte Formen des Lebens und der Leitung für eine zunehmend entchristlichte Gesellschaft zukunftssträchtiger sein können.

Kann es verwundern, daß dabei kein Ohr und keine Hand mehr frei waren für die Erkenntnisse und Initiativen des konziliaren Prozesses? Dabei hätten diese doch – kirchlich wie gesellschaftlich – für viele der zu lösenden Aufgaben richtungweisend sein können. Aber sie waren offensichtlich noch nicht *Dimension der Existenz geworden*, zum Herzen durchgedrungen, um von da aus dem Handeln das Gepräge zu geben. „Jetzt müssen wir erst einmal . . .“ wurde zu einer gängigen Formel, und man/frau verschob – nur scheinbar langfristige und zusätzliche – Programme wie den konziliaren Prozeß auf später, für manche vielleicht sogar mit der verschwiegenen Hoffnung, daß sich einiges von selbst erledigen werde. Kurz, in den frühen neunziger Jahren schien, jedenfalls kirchenamtlich, der konziliare Prozeß zu den Akten gelegt zu sein, allenfalls zur Wiedervorlage in einigen Jahren, auch wenn – die Ausnahme bestätigt nach einem englischen Sprichwort die Regel – die Hildesheimer Diözesansynode 1990 eine detaillierte Richtungsanzeige zum Handeln für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung verabschiedete, unterzeichnet von Bischof Joseph Homeyer, der allerdings selbst einer der Vorsitzenden des Forums war und nach dieser Verlautbarung sich über das zunehmende Schweigen der vormals antreibenden Evangelischen zu wundern begann.

War der Prozeß eingeschlafen? Mitnichten. Auch wenn er in Kirchenleitungen kaum noch auf der Tagesordnung stand, so lebte er doch weiter, jedenfalls in den Herzen vieler, die in Gruppen, Projekten und Initiativen engagiert waren. Es war vielleicht nicht der Begriff „konziliarer Prozeß“, der da weiterlebte: Kaum jemand hätte das, wofür er oder sie sich einsetzte, ausdrücklich als Teil desselben bezeichnet. Aber es ging eben um Gerechtigkeit, wenn man sich um Flüchtlinge und Fremde kümmerte, sie zu integrieren versuchte oder Arbeitsmöglichkeiten für Erwerbslose schuf. Und ging es nicht um Gerechtigkeit und Frieden, wenn man Verbindung zu osteuropäischen Kirchen und Gruppen aufnahm, Aufbaulager à la Aktion Sühnezeichen initiierte, um Brücken der Verständigung und Gemeinschaft zu bauen, auch das Teilen zu üben? Und gehören die Einrichtung von Friedensdiensten oder eines Friedens- bzw. Schalom-Diakonats nicht auch zu jenem Felde, das der konziliare Prozeß zusammenzuordnen versucht? Wenn wir die Inhalte, die Arbeitsfelder, um die es geht, zum Maßstab machen und nicht die ja gelegentlich schon mit karikierender Abkürzung ausgestattete Kurzbezeichnung – JPIC –, es würden viel mehr Hände sich erheben, die

nicht nur zur Umkehr bereit sind, sondern längst begonnen haben, den falschen Göttern den Abschied zu geben und nach Schritten im Gehorsam der Nachfolge zu suchen. Vielleicht nur kleine, erste Schritte; aber noch jeder weite Weg hat so und nicht anders begonnen; mit einem schaukräftigen Salto ist er nicht zu vollenden.

Nein, das worum es im konziliaren Prozeß ging und gehen muß, ist weder erledigt noch suspendiert noch gar aufgegeben. Nur haben die Kirchen weitgehend noch nicht realisiert, daß es hier nicht um ein Programm neben anderen geht, das schon wieder eine Ausweitung der Stellen- und Registraturpläne erforderlich macht (obwohl einige sich auch dazu entschlossen haben), sondern um das *Gewinnen bzw. Wiederaufdecken einer lange genug als sekundär betrachteten Dimension kirchlicher Existenz*. Gewiß stellt sie nicht den zentralen Auftrag der Kirche dar, der in der Vermittlung der Botschaft Gottes an die Gemeinde und die Mitmenschen liegt. Aber mindestens im gleichen Maße wie die Fragen der liturgischen Erneuerung gehen uns die ethischen Konsequenzen der Nachfolge Christi in ihren verschiedenen Aspekten an, die der jeweiligen konkreten Situation entsprechend gelebt werden wollen als Zeichen der anbrechenden Königsherrschaft Jesu Christi, als Hoffnung, freilich auch Widerstand weckende Zeichen der Bundeszugehörigkeit. Darauf haben schon die Limatexte des Ökumenischen Rates hingewiesen (Eucharistie 20f) und erneut die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung bei ihrer letzten Tagung in Santiago de Compostela. Aber konkrete Antworten auf den Ruf und die Einladung zur Umkehr „auf neue Wege“, wie sie Klaus Peter Hertzsch besungen hat (EG 395), lassen sich nur sehr begrenzt allgemein geben, sondern haben die jeweilige Situation im Auge. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß Richtlinien großer kontinentaler oder weltweiter Versammlungen für die örtlichen Gemeinden und Gruppen oft zu abstrakt klingen, vielleicht Richtungsanzeigen, aber zu wenig *Handlungshilfe* sind. Das macht nicht nur manche europäische und deutsche Bedenken gegen die Verlautbarungen von Seoul verständlich, sondern gilt oft ebenso für übergreifende deutsche oder europäische Texte, und insbesondere für den Widerspruch aus Ländern der sog. Dritten Welt gegen das Überstülpen allgemeiner, in der Regel westlicher Konzeptionen und Programme. Sie fordern statt dessen zum verstärkten Zuhören und Hineindenken in die Situation der Betroffenen auf und zur Ermutigung, die auch dort vorhandenen Möglichkeiten zu mobilisieren.

Freilich, auch wenn uns durch die wachsende Informationsflut die Einheit der Welt und die Interdependenz aller Handlungen täglich vor Augen

steht, so ist trotzdem oder vielleicht gerade deswegen ein Rückzug aus dem weltweiten in den eigenen Bereich politisch und auch kirchlich kaum zu übersehen. Weil aber Gottes Welt eine und auch der Leib Christi einer ist, bedarf es des Aufbaus und der Vertiefung der Gemeinschaft aller Christen über Grenzen und Kulturen hinweg, beginnend am jeweiligen Ort. Der konziliare Charakter des „Prozesses gegenseitiger Verpflichtung für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung“ (so die volle Bezeichnung des Anstoßes der ÖRK-Vollversammlung in Vancouver) läßt sich nicht erreichen durch immer festeren Zusammenhalt bestimmter, womöglich schon ideologisch fixierter Gruppen vorbei an den anderen, sondern nur, wo es zu gemeinsamer Beratung und gemeinsamem Handeln aller Christusgläubigen kommt. Wer den konziliaren Prozeß will, kann sich mit der Themenbehandlung im geschlossenen, gleichgesinnten Kreis nicht begnügen, sondern muß die Mühe des Werbens und Gewinnens auf sich nehmen; muß selbst versuchen, den anderen zu verstehen, und womöglich auf seine Gegenargumente eingehen. Deshalb tragen auf einzelne Kirchen oder Gruppierungen beschränkte „konziliare Versammlungen“ schlicht ein irreführendes Etikett.

II.

Eine zweite Überlegung muß hier hinzugefügt werden. Sie hat mit dem Ablauf des und den Erwartungen an den konziliaren Prozeß zu tun. Es mag ja in unserer technisch und planerisch verbildeten Natur begründet sein, daß wir für alles eine Konzeption und ein erwartetes, zu erreichendes Ziel haben wollen. Wenn wir das eine nicht durchsetzen können oder das andere nicht unseren Vorstellungen entsprechend erreicht wird, sind wir enttäuscht, fragen schon kaum noch, ob andere Ziele vielleicht Gott-gewollten Wegen mehr entsprechen. Die Erwartungen richteten sich darauf, daß die geplanten Versammlungen bringen müßten, wozu wir selbst nicht in der Lage oder auch nicht bereit waren. Aber konnten Versammlungen und Beschlüsse überhaupt ein Ziel, das Ziel sein? Sollten *sie* die Veränderung der Welt bringen? Wäre dies nicht allenfalls durch einen verstärkten, jedes einzelnen Beteiligung fordernden Einsatz möglich, der *vor* den Versammlungen schon gefordert ist, erst recht aber zur Realisierung dessen, was seither als gemeinsamer Auftrag gilt? Richten wir also den Spiegel, den wir den Versammlungen und ihren Beschlüssen vorhalten, lieber auf uns selbst!

Wenn es aber auf den Weg und sein Beschreiten in ganzer Breite ankommt, so muß man auch die Beteiligung der sog. Basis an Vorbereitung

und Verlauf konziliar-ökumenischer Versammlungen mitbedenken, hier speziell im Vergleich von Dresden und Stuttgart.

Die *Ökumenische Versammlung* (ÖV) in Dresden entstand aus der Initiative des Dresdener Stadtökumenekreises, also einer örtlichen Gruppe von Angehörigen verschiedener Kirchen. Deren Initiative wurde dann von der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der DDR aufgenommen, die gleichzeitig die Kirchen zur Teilnahme an der Versammlung einlud (und ihrerseits fachkundige Berater hinzufügte!) und die Menschen im Lande aufforderte, auf Postkarten das ihnen jeweils dringendst Notwendige mitzuteilen. Die annähernd 10 000 nach Aspekten sortierten Rückäußerungen aufnehmend, entwickelte die Ökumenische Versammlung dann ihre ersten Textentwürfe (insgesamt zwölf), die erstmalig beim zweiten Treffen in Magdeburg beraten und schließlich nach Aufnahme Hunderter von Rückäußerungen und Delegiertenanträgen erst bei der dritten Zusammenkunft im April 1989 in Dresden verabschiedet wurden. Was hier beschlossen wurde, darf also mit Recht als eine Antwort auf und ein Ruf in die damalige konkrete Situation des Landes angesehen werden. Es bündelte unter der Leitlinie einer theologischen Grundlegung die Stimmen, die dann auch in den kommenden Monaten bis zur Wende immer lauter wurden und schließlich den Umbruch herbeiführten, auch wenn oder gerade weil die Dresdener Texte, soweit sie die Situation im Lande betrafen, von dessen Selbständigkeit ausgingen. In der Vorbereitung der ÖV war lange nicht klar, ob alle Kirchen sich beteiligen würden. Daß es dann doch dazu kam – für die römisch-katholische Kirche wie in der Bundesrepublik nach den Absprachen zwischen KEK und CCEE für eine europäische Versammlung –, darf als ein eminenten Schritt zu ökumenischer Gemeinschaft gelten, selbst wenn diese hier oder da später abkühlte.

Der Anmarsch nach Königstein/Stuttgart und der Verlauf des nur zwei Phasen umfassenden *Forums* war davon unterschieden. Zunächst einmal waren seit den frühen achtziger Jahren und verstärkt seit C. F. von Weizsäckers Aufruf für ein Konzil des Friedens beim Düsseldorfer Kirchentag 1985 alle Initiativen auf die Friedenserhaltung und ein Friedenskonzil gerichtet. Es dauerte bis in die Zeit des Forums hinein, ehe auch die beiden anderen Aspekte des konziliaren Prozesses wirklich aufgenommen wurden (die Bewahrung der Schöpfung eigentlich erst in Stuttgart), obwohl etwa die II. Ökumenische Versammlung (der Gruppen) in Siegen in einem Bundesmanifest alle drei Gesichtspunkte in ihrer Selbstverpflichtung zusammenfaßte. Aber die eigentliche Initiative zu einem Forum ging von den Kirchen, namentlich der EKD, aus und wurde dann von der ACK aufgegriffen. Die

Kirchen bildeten einen Vorbereitungsausschuß, der aufgrund einer Anzahl von Vorschlägen und Anregungen einen Entwurfstext verfaßte, um den sich dann die Delegierten in der ersten Phase in Königstein sammelten, den sie berieten und veränderten und der sogleich verbreitet wurde mit der Bitte um Stellungnahme und Änderungsvorschläge. Stuttgart hatte dann über 600 Vorschläge und Anträge sowohl von Gruppen als auch Einzelpersonen zu bearbeiten, bevor der vor allem im Bereich Schöpfung, aber auch Gerechtigkeit stark veränderte und erweiterte Gesamttext verabschiedet werden konnte. Außerordentlich wichtig war es, daß unter den Delegierten ein breites Spektrum nicht nur konfessionell, sondern auch funktionell von Militärfarrern bis zu den Quäkern, von Kirchenleitungsmitgliedern bis zu engagierten Gruppenvertretern vorhanden war. Die Präsenz der Letzteren war durch eine nachhaltige Bitte an die Kirchen, ihnen Plätze einzuräumen, gewährleistet worden: Sie sollten nicht als außenstehende, besondere Größe, sondern als Teil der Kirchen gesehen werden. Trotzdem war nicht zu übersehen, daß die Entwürfe quasi „von oben her“ kamen und jener erste Schritt der Basisbefragung fehlte. Die Basis konnte erst nach der ersten Phase mitwirken, was dann allerdings auch sehr ergiebig ausfiel. Die Stuttgarter Erklärung selbst, straff nach den drei Aspekten des Prozesses gegliedert und von sechs Arbeitsgruppen vorbereitet, unterscheidet zwischen Leitsätzen und Erläuterungen, die auch unterschiedliche Sichten wiedergeben, dazu kommen Vorschläge für Handlungsschritte. Das erleichtert natürlich, bei einer Überprüfung grundsätzliche Richtungsanzeigen von zumindest teilweise situationsgebundenen Erläuterungen und Handlungsvorschlägen zu unterscheiden. Interessant ist dabei, daß auch Stuttgart mit einer – freilich wesentlich kürzeren – theologischen Grundlegung beginnt, die von der unverbrüchlichen Treue Gottes in Seinem Handeln ausgeht und danach die notwendige Umkehr zu neuen ethischen Maßstäben unterstreicht. Eine Konkordanz würde sichtbar machen, wie groß in den Grundlinien die Übereinstimmung in der Richtungsanzeige der deutschen Texte ist.

III.

Man würde freilich dem Verlauf des konziliaren Prozesses nicht gerecht, würde man sich auf Dresden und Stuttgart beschränken. Daneben stehen eine ganze Anzahl von regionalen Versammlungen, praktisch in allen Teilen der alten Bundesrepublik, die größte von ihnen wahrscheinlich in der Dortmunder Westfalenhalle. Auch von ihnen wurden Aufrufe, Stellungnahmen, kurz Papiere verabschiedet; 47 enthält allein ein von der Arbeitsstelle für Frie-

dens- und Konfliktforschung in Münster herausgegebener Sammelband (GFS-
Texte, September 1991). *Papiere* – das wirft allerdings eine weitere Frage auf:
Wie hoch sind diese einzuschätzen? Sind wir vielleicht – europäisch – der
Meinung, ein Ziel wäre erreicht, wenn eine akzeptable Formulierung gebilligt
worden ist? Darf man wirklich davon ausgehen, daß die Rezipienten – wer?
– sie mit gleicher Sorgfalt lesen wie die, die sie erarbeitet haben? Und darf
man annehmen, daß formulierte Appelle dann auch aufgenommen und reali-
siert werden? Sagt nicht schon das Sprichwort, Papier sei geduldig?

*Solche Fragen – an die Konzentration auf Konferenzen und das vorran-
gige Gewicht von Texten – sollte man nun auch im Hinblick auf die anste-
henden Versammlungen in Deutschland und Europa wohl abwägen.* Deren
Wert könnte darin liegen, daß sie Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten
erkennbar machen, wenn es gelingt, aufeinander zu hören und die Wurzel
anderer Positionen zu erforschen. Dann könnten sie nach gemeinsamen
weiteren Schritten suchen und für den weiteren Weg motivieren. Natürlich
werden die alten Texte dabei mitschwingen, und man wird prüfen, inwieweit
damalige Richtungsanzeigen weiterhin gültig blieben oder ersetzt bzw.
ergänzt werden müssen. Aber Statements dürfen nicht das alleinige Ziel
sein. Mindestens ebenso wichtig wird es sein, Erfahrungen aus der Praxis
zu sammeln und weiterzugeben, die die jeweilige Ausgangssituation, die
ergriffenen Maßnahmen und die Schwierigkeiten, denen man begegnete,
erkennen lassen. Das wäre eine Art praktische Hermeneutik, die zum Ein-
stieg motiviert und dabei hilft. Einige Kirchen, Diözesen und Verbände
haben solche Hilfen bereits herausgebracht. Daran könnte man anknüpfen.

Für die deutsche wie für die europäische Versammlung werden gute, reali-
sierbare Vorschläge und Verlautbarungen gewiß auch davon abhängen, ob
es gelingt, bei einem neuen Anlauf die Vorarbeiten nicht allein in die Hände
von Theologen zu legen, sondern *zur aktiven und kritischen Beteiligung
von Christen aus Wirtschaft, Handel, Wissenschaft, Technik und Politik
zurückzufinden, also die Rolle der sog. Laien* (ein seltsamer Unterschei-
dungsbegriff innerhalb des Leibes Christi) *wieder aufzuwerten*, damit ideo-
logische Wunschträume vermieden werden. Und ob nicht, in der Versamm-
lung beginnend, aber sogleich über sie hinausweisend, das *Modell der Bun-
desschlüsse von Seoul für die Praktizierung von Versöhnung hilfreich sein
könnte?* Sie böten einen Rahmen, in dem dann Verstehen und Teilen geübt
werden und Gemeinschaft wie Hoffnung wachsen und gestärkt werden
könnten, die dann auf die Umwelt ausstrahlen.

Die europäische, aber auch die deutsche Versammlung werden neben den
Unterschieden in sachlichen Ausgangspositionen auch vor der Aufgabe ste-

hen, emotionale Erfahrungsdifferenzen der letzten Jahrzehnte zu überwinden oder jedenfalls zu überbrücken. Sie wurden schon kurz nach der deutschen Vereinigung bei Treffen von Delegierten der Dresdner Ökumenischen Versammlung und in Konsultationen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen deutlich und scheinen noch längst nicht überwunden zu sein. Ihre Wurzel liegt in der Enttäuschung, daß man/frau unter den veränderten Bedingungen den Weg von Dresden nicht ungebrochen fortsetzen konnte und vieles, was nun aufkam, nicht akzeptabel erschien. Es darf als Glücksfall gelten, daß nach manchen Betrebungen, zunächst im Dresdner Rahmen unter sich zu bleiben, inzwischen die ACK zu einer gesamtdeutschen Versammlung eingeladen hat, um, sei es gleich durch Phasen des Stotterns hindurch, zu einer gemeinsamen Stimme zu finden. Um dies zu erreichen, wird viel Zuhören und Hinterfragen, viel Bereitschaft zur Achtung anderer Standpunkte erforderlich sein, wozu wenige Tage kaum ausreichen. Es wäre zu hoffen, daß in vorbereitenden Arbeitsgruppen hier schon erste Steine aus dem Weg geräumt werden können. Aber weil sich diese Probleme kaum dem Zeitdruck beugen werden, *dürfte jedenfalls eine deutsche Versammlung möglicherweise mehr als eine Phase brauchen*. Sehr zu Unrecht hat man seinerzeit den Kopf geschüttelt, als C. F. von Weizsäcker für ein ökumenisches Friedenskonzil mehrere Phasen über Jahre verteilt für notwendig hielt. Seoul hat ihm recht gegeben.

Es bleibt die Frage, wie, dem Ansatz von Dresden entsprechend, die Stimme der Basis, also der Gemeinden und engagierten Gruppen, hinreichend aufgenommen werden kann. Eine gleiche Flut von Eingaben wie damals ist heute kaum zu erwarten. Dennoch: die ACK hat drei Schwerpunkte, einen für jeden Bereich benannte. Und es wäre wünschenswert, daß wiederum kurz gefaßte Anstöße und Vorschläge aus den örtlichen Erfahrungen dazu erbeten werden, um in die Vorbereitungen der Versammlung einzugehen. Daß bei dieser Beschränkung auf drei Schwerpunkte manche Stimmen äußern werden, sie kämen in diesem Konzept nicht vor, wird man in Kauf nehmen müssen. Aber es muß erneut deutlich werden, daß alle drei Aspekte des konziliaren Prozesses *unlöslich zusammenhängen* und daß, wer sich an einer Stelle engagiert, damit zugleich auch in die beiden anderen einbezogen ist und deren Relevanz erfahren wird.

Es ist hohe Zeit für einen neuen ökumenischen Aufbruch. Wird er gelingen? Es wäre dringend zu wünschen, gerade in den faktischen Minderheits-situationen der Christenheit in einem zunehmend säkularisierten Europa.